Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 8 (2001)
Heft: 92

Artikel: The american way of life
Autor: Thomä, Dieter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885151

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

THE AMERICAN WAY OF LIFE.

Das Land des bewegten Lebens.

Nach den Anschlägen in New York und Washington sind die Menschen im Abscheu gegen den Terror eng zusammengerückt. Der Spaltpilz innerhalb der westlichen Welt ist im Rückzug, das Trennende tritt in den Hintergrund. Zugleich ist mit aller Gewalt deutlich geworden, dass die Erdkugel von politischen, kulturellen, religiösen Rissen überzogen ist. Besonders deutlich und schmerzlich ist zur Zeit die Kluft zwischen dem islamischen Fundamentalismus und dem Westen.

von Dieter Thomä

Amerika ist ein Land, das in der Lage ist, einen nahezu unwiderstehlichen Reiz auf Menschen andernorts auszuüben, und fast in gleichem Masse zieht es unbändigen Hass auf sich. In den letzten Jahrhunderten sind Millionen in dieses Land ausgewandert, und nicht wenige von ihnen hatten das Gefühl, geradewegs eine Pilgerfahrt anzutreten. Die Pioniere, die um 1850 nach langer Reise im Westen anlangten, nannten Kalifornien das «gelobte Land». Bis heute sind die USA, in deren Unabhängigkeitserklärung das Recht auf «Leben, Freiheit und die Verfolgung des Glücks» festgeschrieben ist, für viele nichts anderes als die Staat gewordene Hoffnung auf ein besseres Leben. – Und wenn jemand nicht nach Amerika fährt, so kommt Amerika zu ihm: McDonalds, Microsoft und Madonna geben inzwischen fast der ganzen Welt einen amerikanischen Anstrich. Diese mal suggestive, mal brachiale Kraft, mit der die Vereinigten Staaten Lebensverhältnisse andernorts beeinflussen und oft auch umwälzen, löst freilich unvermeidlicherweise Gegenreaktionen aus.

GESPENST DER AMERIKANISIERUNG

So alt wie die Vereinigten Staaten selbst ist auch schon die Debatte um Amerikanisierung und Antiamerikanismus in Europa. Zunächst behaupteten Naturforscher diesseits des Atlantiks, die Menschen würden aufgrund der klimatischen Verhältnisse in Amerika degenerieren und zur Verdummung verdammt sein. Dann kamen Bedenken auf, den Amerikanern würde es am rechten Respekt für staatliche Autoritäten mangeln – ein etwas seltsamer Vorwurf aus dem Mund von Europäern, bei denen die Demokratie zwischen Feudalismus und Totalitarismus oft einen schweren Stand hatte. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Sorgen laut, die Amerikaner würden, aufs Geld versessen, Geist und Gefühl aus der Welt schaffen, und dieser Vorwurf ist bis heute lebendig, auch bei Leuten, die, wenn sie verliebt sind, die Melodie eines amerikanischen Popsongs pfeifen. Man sieht: Dies ist ein Land, das von Widersprüchen strotzt.

Wie steht es also mit diesem Gespenst der «Amerikanisierung», das auf der Welt umgeht und teilweise als unheimlicher oder gar unverschämter Eindringling angesehen wird? Wenn man genau hinsieht,

stellt sich heraus, dass der Begriff etwas zutiefst Irreführendes hat. Da wird nämlich unterstellt, die Welt wäre schon amerikanisiert, wenn fast food, shareholder value, Kunst als Kommerz oder Politik als Schaugeschäft flächendeckend die Herrschaft ergriffen hätten. Nun ist Amerika aber – niemand wird das bestreiten können – viel mehr als nur dies; dieses Land hat auch ganz anderes zu bieten. Streng genommen muss man also sagen: Die Welt wäre selbst dann nicht wirklich amerikanisiert, wenn sich jene gleichmacherischen Tendenzen weltweit ausbreiteten. Denn so platt geht es bei den Amerikanern zu Hause gar nicht zu. Man nehme nur die weit verbreitete Meinung, dass die Wissenschaft in Amerika dem Kommerz ausgeliefert sei: Wie passt das zur Tatsache, dass auch in vermeintlich unprofitablen Disziplinen wie Philosophie oder Altertumswissenschaft die Spitzenleistungen oft gerade in den USA erbracht werden? Stammen nicht viele der eindrucksvollsten Romane der letzten Jahre aus Amerika?

PHILOSOPHISCHER OPTIMISMUS

Gescheiter ist es also, sich mit dem Gerede von der sogenannten Amerikanisierung zurückzuhalten. Dieses Land entspricht gar nicht den Klischees, auf die man mit der «Amerikanisierung» zielt, es quillt aus den Schubladen heraus, in die es gestopft wird. Dass Klischees entstanden sind, müssen sich die Amerikaner zum Teil selbst anlasten. Nicht immer haben sie bei ihrem Auftreten in der Welt darauf geachtet, die Finessen und den inneren Reichtum ihrer Lebensweise angemessen zu repräsentieren. Statt nun zum Kampf der Kulturen aufzuspielen, sollte man sich aber an das halten, was von diesen Stereotypen verdeckt wird: das Innenleben der Grossmacht USA. Diesem lohnt genauere Betrachtung, es hat durchaus besondere Reize.

Alexis de Tocqueville, dem mit seinem Buch ‹Über die Demokratie in Amerika› vor mehr als 150 Jahren eine bis heute eindrucksvolle und verblüffend aktuelle Schilderung dieses Landes gelungen ist, hat gemeint, eine eigene «philosophische Denkweise der Amerikaner» entdecken zu können. Was ihn bei seiner Reise in Amerika vor allem beeindruckt hat, waren die Spielräume, die den einzelnen Individuen eröffnet wurden. «Jeder», so bemerkte er verblüfft, verlässt sich «in fast allem seinem geistigen Tun nur auf seine eigene Vernunft». Diese Selbstbestimmung entfaltet sich dann, wie Tocqueville beobachten konnte, zur Selbstvervollkommnung: «Aufgeklärte Menschen, die in einer Demokratie leben, entdecken mühelos, dass nichts ihnen Grenzen setzt, sie festhält oder zwingt, mit ihrem gegenwärtigen Los zufrieden zu sein. Deshalb befassen sie sich alle mit der Idee, sich zu verbessern.»

Schliesslich bemerkte Tocqueville: «Immer auf der Suche, stürzend, sich aufrappelnd, oft enttäuscht, nie entmutigt», strebe jeder Amerikaner «unablässig jener unermesslichen Grösse entgegen, die undeutlich am Ende des langen Weges zu erblicken ist, den die Menschheit noch durchlaufen muss. Für den Amerikaner verläuft das ganze Leben wie eine Zeit der Revolution».

Wenn man Tocquevilles Hommage an den amerikanischen Individualismus zuspitzen will, dann kann man sagen: In seinem Herzen wohnt die Einsicht «Das Leben heute ist morgen schon von gestern». Wer stehen bleibt, lebt verkehrt; nur wer sich ändert, bleibt dem eigenen Leben treu – und darauf machen sich die Amerikaner bis heute ihren eigenen Reim oder, besser gesagt, viele Reime. Jeder ist unterwegs, aber jeder auf seine Weise – ob er nun das Leben als religiöse Sendung auffasst, die höchste Rendite sucht, durch Wälder streift oder aber den ganzen Tag im World Wide Web surft und dabei stillsitzt.

Es würde sich lohnen, diesem Kernstück der amerikanischen Innenwelt, dem Individualismus, wie er in den USA gefordert und gefördert wird, in verschiedenen Bereichen nachzugehen. Wenn man im Wirtschaftsleben, in der Kultur, im Sport, in der Technik oder im Umgang mit der Geschichte herumstöberte, so würde man dabei auf viele Blüten stossen – schöne weniger schöne. Ein vollständiges Bild zu liefern – das wäre freilich ein umfängliches Unterfangen. So mögen hier einige Hinweise zur Bildung und zur Politik in Amerika genügen.

In Schulen hört man die Lehrer oft ihre Schüler auffordern, «to make a difference». Wollte man diesem Appell in der deutschen Sprache nahe kommen, müsste man wohl sagen: «Leiste etwas Besonderes!» oder «Hebe dich heraus!» Bemerkenswert an diesem Appell ist, dass die «Differenz», von der da die Rede ist, automatisch schon positiv gewertet wird. So wird der Unterschied zum Schlüsselwort für die grosse amerikanische Hoffnung auf Veränderung und Fortschritt – eine Hoffnung, die freilich in einem Land, in dem sich das Konsumverhalten der Kunden immer stärker angleicht, auch etwas von einer Illusion hat. Immerhin: In diesem «Anders-sein-wollen» sehen die Amerikaner die Königsdisziplin ihres bewegten Lebens. Wer anders wird, wer anderes tut, der geht hinaus über den Status quo. Er verändert sich oder die Welt. In jenem Appell «to make a difference» liegt die Annahme, dass Menschen, wenn sie nur neue Wege gehen, fruchtbar wirken.

WAHRHEIT UND LÜGE

Bei einer Rede vor Studenten der Yale University am 11. Juni 1962 sagte Präsident John F. Kennedy: «Der grosse Feind der Wahrheit ist oft nicht die vorsätzliche, tückische, betrügerische Lüge, sondern der hartnäckige, suggestive, wirklichkeitsfremde Mythos. Zu oft halten wir fest an den Klischees unserer Vorfahren. Wir unterwerfen alle Tatsachen einem vorgefertigten Satz von Interpretationen. Wir geniessen die Bequemlichkeit der Meinungen ohne die Unbequemlichkeit des Denkens.»

In diesen Sätzen Kennedys steckt eine Haltung wissenschaftlicher und praktischer Neugier, die zum bewegten amerikanischen Leben passt: Der Gegenbegriff zu dieser Wahrheit ist nicht die Lüge, sondern das Althergebrachte, das Überlieferte, das Vorgeplante. Wenn die Amerikaner in Höchstform sind, dann gelingt ihnen ein besonderes Kunststück: sie verkörpern eine Tradition, in der sich Menschen in der

Fähigkeit zur Überraschung schulen. Der Forschungserfolg der amerikanischen Universitäten hat viele Gründe. Die unverhohlene Bereitschaft zur Elitenförderung gehört dazu, aber eben auch jener Kampf gegen die «Bequemlichkeit» des Denkens, den Kennedy gefordert hat. So werden auch die Bildungsstätten dieses Landes zu Schauplätzen individueller Entfaltung im Sinne des «bewegten Lebens».

Die Bereitschaft, Unterschiede zu fördern, ist auch die Wurzel von Amerikas Liberalität, was persönliche Freiheiten betrifft. Jedem wird das Eigenrecht zu einem Sonderweg zugesprochen. Dazu gehört auch die Heldenverehrung, zu der die Amerikaner neigen und mit der sie eben die Ausnahme gegenüber der Regel bevorzugen. Der grosse amerikanische Publizist Walter Lippmann schrieb Anfang des 20. Jahrhunderts: «Der amerikanische Traum kann in dem Satz zusammengefasst werden, dass der undisziplinierte Mensch das Salz der Erde ist. So sind wir im Wortsinne ein exzentrisches Volk.»

DIE SCHWEIZ ALS MODELL

Wer das Leben als Bewegung versteht, muss sich dagegen sträuben, in einen starren politischen Rahmen gezwungen zu werden. Deshalb haben die Amerikaner immer schon mit staatlichen Institutionen gehadert. Der Politikwissenschaftler Benjamin Barber hat dazu ein wichtiges Stichwort in die Debatte geworfen: das der «starken Demokratie». «Stark» an dieser Demokratie ist aus seiner Sicht nicht der Staat, es sind vielmehr die Bürger selbst, die die Geschicke ihres Landes bestimmen und auf deren Urteilskraft man sich verlassen muss. Dieses Vertrauen ist durchaus mit Risiken verbunden, denn gerade im Zeitalter der Massenmedien ist bekannt, wie die öffentliche Meinung manipuliert werden kann, wie Populisten zum Erfolg kommen können. Wenn man aber die Demokratie nicht aushöhlen will, so gibt es nach Benjamin Barber keine andere Wahl, als am Vertrauen zu den Bürgern und deren direkter Selbstbestimmung festzuhalten.

Immer wieder beruft sich Barber übrigens auf dasselbe Vorbild für die politische Philosophie, die er verficht: Sein Modell ist – die Schweiz. So schliesst sich der Kreis: Die Grossmacht nimmt sich ein Beispiel an einem kleinen Land in Europa. Es hat etwas Überraschendes, aber auch etwas Beruhigendes, wenn man bei der Besichtigung der Innenwelt einer Grossmacht plötzlich auf Vertrautes stösst. Sollte man am Ende statt einer Amerikanisierung der Welt eine Verschweizerung Amerikas erwarten?

Dieter Thomä, 1959, ist Professor für Philosophie an der Universität St.Gallen. Zuletzt veröffentlichte er das Buch ‹Unter Amerikanern. Eine Lebensart wird besichtigt› (Verlag C.H. Beck, München 2000).

Videostills aus: ‹Very Bad Things›, USA, 1999, Regie: Peter Berg